

Grundgesetz Unterförsredem 1917

VI

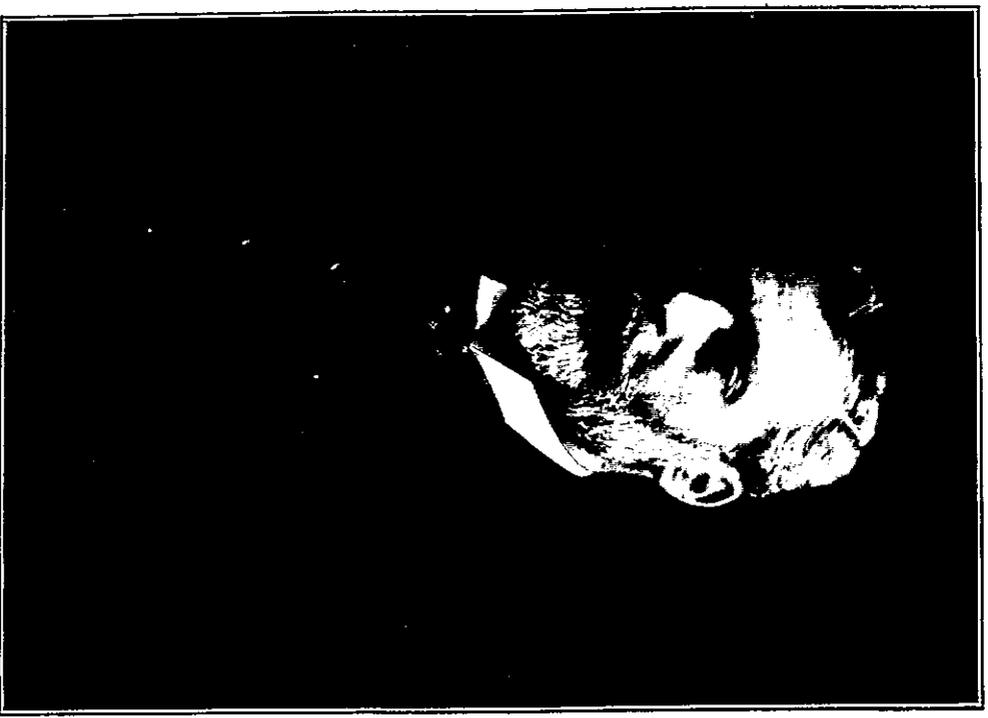
NOBELN MORTON

1888

Bei der von dem Nobelpreis-Fundament a. M.
am 2. Januar 1917

ausgegebenen

...



Nobel Morten

Stamffurter Univerfitätsreden 1917

VI

Wilhelm Merton

Rede

bei der von dem Magistrat der Stadt Stamffurt a. M.
im Bürgerfaal des Rathauses am 2. Januar 1917
veranstalteten Gedächtnisfeier

von

Professor Dr. Philipp Stein



W. Merton

F

Dorbemerkung

Die schöne Gedächtnisrede auf Wilhelm Merton, die Herr Professor Stein bei der vom Magistat am 2. Januar 1917 veranstalteten Trauerfeier gehalten hat, darf einen Platz in der Sammlung der „Frankfurter Universitätsreden“ beanspruchen, obgleich sie nicht in den Räumen der Universität gehalten worden ist. Denn sie gibt ein lebensvolles und mit feinem Verständnis gezeichnetes Bild eines Mannes, der seit der Gründung der Universität selbstretender Dorstiger des Großen Rats und des Kuratoriums der Universität gewesen ist und von der Universität als einer ihrer einflussvollsten Wohltäter dankbar verehrt wird. Da auch der Verfasser der Rede sowohl dem Kuratorium, wie dem Lehrkörper der Universität angehört, wird man es begreiflich finden, daß die Universität und die Verlagsfirma sich in dem Wunsch begegneten, die Gedächtnisrede auf Wilhelm Merton in die Reihe der „Frankfurter Universitätsreden“ aufzunehmen.

H. D. Münim

ö. 3. Rektor der Universität Frankfurt

Frühling 1848!

Eine Zeit und ein Jahr des Sturmes und des Werdens, voll ungeheurer Hoffnungen und Traglichkeiten, voller Ahnungen und Befürchtungen für Europa, für Deutschland und für Frankfurt. Gerade unsere Stadt erlebte diese Frühlingstage in gesteigelter Spannung. Das Doparlament hatte in ihr getagt, am 18. Mai sollte die Nationalversammlung in der Paulskirche zusammentreten. Jeder Tag brachte neue Unruhe in Politik und Gesellsch. Nichts und keiner stand sicher. Neue Gewalten regten sich, verlangten Recht und höchsten Macht. In der Nacht vom 13. zum 14. Mai wurden mehreren Senatoren die Fenster eingeworfen, anderen wurde Kuchennuß gebracht. Ein Anschlag auf die Hauptwache war in Vorbereitung. Zum 14. Mai wurden die Arbeiter Frankfurts zu einer Versammlung berufen. Erstrecht fürchteten die Bürger um ihre Obrigkeit den unmittelbaren Ausbruch der Revolution. Das Militär stand bereit.

Dieser Tag, ein Sonntag, ist Wilhelm Wertons Geburtstag, und es ist, als wenn die Zeichen dieses Tages das Lebensschicksal Wilhelm Wertons bestimmt hätten. Ein Sonntagskind, das die Dinge anders und andere Dinge sah wie die Werktagsmenschen, und dem zugleich der Sturm und das zum Stichtemporebrängen des Frühlings 1848 die faustliche Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen und Unfasslichen und die faustliche Lebenserfüllung: des Schaffens und Wirkens für die anderen und unteren, in die Wiege gelegt hat. Es war Sturm, lebendwachen Frühlingsturm in seiner Seele, und Gille wohnte in seinem Herzen.

Wilhelm Wertons Vater war von England nach Deutschland gekommen und hatte sich in Frankfurt niedergelassen, wo er in ein angesehenes Bankhaus eingetreten war und die Tochter des Inhabers zur Frau geworden hatte. Der Großvater hatte die Stamma zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet, sie war hervorgegangen aus dem seit Anfang des 18. Jahrhunderts bestehenden hannoverschen Bankhaus F. A. u. H. Cohen. Aus der Verbindung dieser Stamma mit der hannoverschen Regierung war für das Frankfurter Bankhaus die Vertretung hannoverscher Bergwerksinteressen, der Vertrieb von Metallen nach Süddeutschland erwachsen. Der

Großvater führte den Titel Hainnüberlcher Bergfaktor, der später auch auf Mertons Vater überging.

Der junge Merton wuchs auf in wohlhabigem Hause, erzogen von Hauslehrern und der in strenger Orthodoxie lebenden Großmutter, da seine Mutter wenige Jahre nach seiner Geburt in jungen Jahren gestorben war. Er besuchte das Gymnasium, das er Mitte der 60er Jahre verließ. Er war ein Schüler wie alle anderen, nicht als Jünger bepackt er seinen Ransen mit Schulwissen. Er lernte nicht in der Schule, er lernte am Leben. Als Kind, als Schüler wie als junger angesehener Kaufmann.

Dem Bankgeschäft und dem Metallhandel war das väterliche Geschäft zugewandt, mehr und mehr überzog der Metallhandel, der sich aber auch über lange Jahrzehnte, bis in die 70er Jahre in verhältnismäßig engen Grenzen hielt. Der Einkauf erstreckte sich auf Blei, Kupfer, Zink und Zinn. Hauptabgabengebiete waren Strankfurt und Umgebung, Südbautland mit den Hauptplätzen Nürnberg und Süß. Besondere Pflege wurde dem österröichischen Märkte gewidmet. Daneben war noch der Silberhandel von erheblicher Bedeutung, der aber 1873 an die Gold- und Silberfache-anfalt abgetreten wurde. Ein Teil der eingekauften Rohmaterialien wurde in benachbarten Fabriken im Lohne weiter verarbeitet und die Fabrikate verkauft.

Als Wilhelm Merton die Schule verlassen hatte, war seine Laufbahn als Kaufmann selbstverständlich gegeben. Nicht bloß, weil er aus einer Kaufmannsfamilie kamme; Begabung und Neigung wiesen ihm den Weg. Wilhelm Merton ist, das ist die Grundlage seiner sozialen Stellung, aber auch das Fundament seiner sozialen und wissenschaftlichen Bestrebungen, der geborne große Kaufmann gewesen und geblieben. Bis in die letzten Lebensstunden hinein beschäftigt er sich mit großen gesellschaftlichen Problemen. Es ist nicht so, daß er in den Jahren intensiven Schaffens Kaufmann gewesen ist, und daß er in den Jahren der Ruhe das Kaufmannskleid als lästiges Gewand abgeworfen und sich in freier Hraße seinen sozialen und wissenschaftlichen Neigungen gewidmet hätte.

Das ist das Starke und Eigenartige in ihm, daß er Kaufmann und Sozialpolitiker nicht nach- und nebeneinander war, sondern daß beides in ihm Einheit in ihm sich zu einem Gemeinamen verband, daß er beides in allen seinen Arbeiten war.

Im väterlichen Geschäft und im Geschäft seines Bruders, der sich 1862 als Kaufmann in London niedergelassen hatte, verbrachte er die nächsten Jahre, mit einer halbjährigen Unterbrechung, die ihn als Do-

kontär in der Deutschen Bank in die Geheimnisse des Bankgeschäfts einführen sollte. Auch hier kam er nicht in eine schulgerechte Lehre. Auch hier war das Leben sein Lehrmeister und stellte ihn sowohl in dem Geschäft seines Bruders Ende der 60er Jahre wie in der Krisenzeit nach der Hochkonjunktur von 1871/72 im väterlichen Geschäft vor große und schwere Aufgaben. In der Größe oder der Not der Stunde zeigte und bewährte sich zum ersten Male der stärkste Zug seines Charakters. Nicht in bequaglicher Sortführung alter gelehrter Traditionen, sondern im Treuschaften suchte er seine Aufgabe, mußten ihm die Kräfte. Das Schwierige löste ihn. Daß er im Wetter und Sturm das Steuer führen mußte, zog ihn, der bis dahin das Leben von der glänzenden Seite genommen hatte und dessen Sinn nach Reichtum und Macht land, in den Bann der Arbeit und machte ihn zum Mann. 1876 kehrte er von London nach Strankfurt zurück. Er wurde an Stelle seines älteren Bruders Teilhaber in der väterlichen Firma.

Das folgende Jahr 1877 fesselte Wilhelm Merton durch seine Ehe völlig an Strankfurt. Nun erst wurde er in der Arbeit, die ihn mit immer feineren Fäden mit der deutschen Volkswirtschaft verband, der unfrige, erschloß ihm, der den weichen Schuß der mütterlichen Hand entbehrt hatte, glückliches Familienleben an der Seite der lebensgefährtin, der rechten Frau und Mutter, die wohlthätigen Mächte heimattlicher Zusammengehörigkeit, erwarb er sich durch Arbeit und familiäre Vaterkraft und Vaterland.

Er war zur rechten Stunde nach Strankfurt und Deutschland gekommen. Es war die Zeit, in der Strankfurt von seiner wirtschaftlichen Höhe herabzuweisen drohte, in der das Strankfurter Bankwesen dem stürmisch vorandrängenden Berlin erst langsam, dann rascher und rascher wich. Es war die Zeit, da deutscher Handel und deutsche Industrie nach dem Dar-niederliegen seit 1872 ihre ersten lassenden Schritte auf dem Weltmarkt gegen die starken Jnhaber der Macht, allen voran England, wagten.

Das väterliche Geschäft besaßte sich mit dem Handel der unedlen Metalle, Kupfer, Blei, Zink und Zinn vor allem.

Es ist die großartige Poese der Kaufmannschaft, daß den Waren und Dingen ein inneres Leben zu eigen ist. Sie wollen wachsen, sich entfalten, zwingen die Menschen in ihren Bann, gewinnen Gewalt über sie. Nicht der Alltagsmenschen, nicht der Krämer schaut in diese geheimnisvolle Welt, nur der, dem die Gabe der Phantasie, die Gabe, die Sprache der Dinge zu verstehen, in die Wiege gelegt ist. Den Sonntagstindern des Lebens steht das Tor offen.

Milhelm Merton war ein Sonntagskind. Was man nie erlernen kann, besaß er als natürliches Geschenk, die Gabe der Phantasie, die Gabe, Leben zu sehen und Leben zu wecken, auch in den scheinbar toten Dingen, die zu nichts nütze sind als daß man daran Geld verdient oder sie im Gewerbe oder Hausarbeit verbraucht. Unter seinen Händen gewannen Kupfer, Blei, Zink und Zinn Leben, wuchsen und breiteten sich aus. Aber er war als Sonntagskind kein Dichter, kein Künstler, der die Gesellen seiner Phantasie in Worte faßt oder in Tönen erklingen, in Bildern erschauen läßt, er war ein Kaufmann, und Kaufmannsberuf ist Organisterei. Die Bilder seiner Phantasie wurden zu Geldstücken, zu Unternehmungen, fanden ihren Ausdruck in der Rechtsform von Verträgen und Gesellschaften.

Nur der Blöde meint, daß der Inhalt und das Ziel kaufmännischer Tätigkeit Geldverdienst sei. Auch die Kaufmannschaft ist ein königlicher Beruf. Ihr Sprechen so leichthin von königlichen Kaufleuten und denken dabei an den Glanz und die Macht, die der Reichthum verleiht. Die arm und leer wäre das Königsamt, wenn es nur aus Macht und Glanz bestünde. Menschen und Dinge zusammenfassen, organisieren, zu leistungsfähigen Instrumenten machen, die die inneren Gesetze der Weltgesetze vollstrecken, den Menschen und der Zeit Aufgaben und Ziele setzen, Süßher sein, ist das Amt der Herzöge des Dolkes, sei es, daß sie auf hohem Rosse vor dem Heere reiten oder in ihren Büros die Arme und Köpfe von Tausenden leiten und lenken.

In diesem tiefsten Sinne empfand Wilhelm Merton das königliche Amt der Kaufmannschaft. Er hatte den großen Zug des Magens, des Einsehens von Geld und Gut und, was noch viel mehr und viel seltener ist, auch der Person. Mit der geschäftlichen Kühnheit und Entschlossenheit verband er den Sinn für das Mögliche, die Dorfsicht des Mannes, der sich für die anderen, die ihm ihre Person, Geld und Gut anvertrauen, ebenso wie für sich verantwortlich fühlt. Nicht der augenblickliche Gewinn reizte ihn; der dauernden Sicherung des Erfolges galt die Sorge seiner Klugheit, wie klüßner Ordnung die Schöpferfreude seiner Tage. Dabei mußte er, daß er nicht bloß Schöpfer, sondern selbst wieder abhängig von Menschen und Dingen war, daß es darauf ankam, Mitarbeiter heranzuziehen, der Organisation die feste Form, den sichereren Arbeitskreis zu geben, das große System von Unternehmungen und Gesellschaften zu gliedern und zu ordnen.

So schuf er und seine Mitarbeiter von 1876 an in den nächsten vier Jahrzehnten aus dem für die damaligen Verhältnisse ansehnlichen, aber mit heutigem Maße gemessen, bescheidenen Geschäft von örtlicher Bedeutung ein

die Welt umspannendes Unternehmen, das gleichmäßig Handel, Güttentouristrie und Bergbau umfaßt und unabhängig von Börse und Banken finanziell in sich geschlossenen Fundamentiert ist. Welt über den Rahmen der unedlen Metalle hinaus bis in die Bezirke der verwandten Inseln hinein, namentlich der Chemie, erstreckten sich seine Interessen. Sie machten damit Frankfort zu einem der wichtigsten Plätze des Metallmarktes. Sie verdrängten England von seiner beherrschenden Stelle, und im Verein mit den beiden anderen großen deutschen Metallfirmen beherrschten sie die australische Erzeugproduktion, verkauften ihre Produkte nach Belgien und Deutschland und schufen damit der belgischen und deutschen Zinkindustrie die Unterlagen ihrer Macht. So groß auch der Nutzen für Australien im Frieden gewesen war, im Krieg erkannte England Umfang und Bedeutung der Macht des deutschen Metallhandels, deren erster Träger die Metallgesellschaft Wilhelm Mertons war, und richteten ihren Kampf gegen ihn.

Frankfurt war der Mittelpunkt. In der Metallgesellschaft hatte Wilhelm Merton in seiner Neigung für klare systematische Ordnung die Handelszentrale geschaffen, der Metallurgischen Gesellschaft die Zinkindustrie zentralisiert, während die Berg- und Metallbank dem Bergbau und dem Bankwesen zugewendet war. Zu ihnen strömten Tag für Tag, jahraus jahrein Nachfrüchten und Bohlhölzer aus der ganzen Welt, von ihnen aus gingen die Gedanken und Anweisungen, die in Europa und Amerika, in Mexico, in Australien, in Indien, in Burma, in Afrika, im Kongostaat, in Algerien wie in Südwelt, Bergwerke aufschloffen, Güten und Fabriken bauten und große Handelsunternehmungen entstehen ließen.

Die Welt war sein Feld, aber der, in dessen Hand die Fäden zusammenliefen, wenn er auch nach außen nur der Dorfschende des Aufsichtsrats seiner Gesellschaften war, war nicht bloß Herr über viele Menschen und Dinge, er empfand sich als Diener des Ganges. Das war die andere Gabe, die ihm der Frühling 1848 in die Wiege gelegt hatte, das Gefühl der Verantwortung, die Erkenntnis, daß im Leben dem Höheren und Glänzenderen der bittere Ernst und die Not beschwipst sind. Er verstand die Sprache der Dinge, auch wenn sie von den Gefahren für Leib und Leben, für Seele und Geist, die sie zugleich mit ihrem Segen in die Welt bringen, erzählt. Er empfand es gleichsam als eine persönliche Schuld, als ihm zuerst bei den australischen Güten die gesundheitlichen Gefahren der Derrüttung bleiblicher Erge entgegenzutreten. Sein gefaltender Geist blieb aber nicht bei sentimentalem Mittelst stehen. Aus diesem Erlebnis erwuchs für ihn die Aufgabe, den Fütterprozeß gleichmäßig und hygienisch

ausgeschaltet. Der einzelne Fall war für ihn nur ein Beispiel. Es galt nicht bloß die eine Gefahr zu verhüten, sondern das Erlebnis sollte ihm die Aufgabe, nun nun an unermüdlich bei allen Gelegenheiten für seine Mitarbeiter und Angestellten wie in der Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß industrielle Wohlfahrtspflege, Sorge für die Arbeiter, Kenntnis und Verständnis für die Arbeiter in der Fabrik, und ebensowohl auch außerhalb des Unternehmens, in Familie, Haus und in der Öffentlichkeit, Kenntnis der Strömungen und Organisationen der Arbeiterschaft, ein untrennbarer Bestandteil der Kenntnisse der leitenden Direktoren wie der Beamten sein müsse, ebenso notwendig und nützlich wie das Rüstzeug kaufmännischer und technischer Kenntnisse. Immer wieder wies er darauf hin, daß die Beherrschung und Beachtung der sozialen Fragen ebensowohl Voraussetzung zum dauernden geschäftlichen Erfolg seien wie die kühnsten kaufmännischen Operationen, die geschicktesten technischen Verbesserungen.

Wilhelm Merton wäre ein großer kaufmännischer und industrieller Organisator gewesen und geblieben, wenn er nur sein Geschäft, auch in dem hohen Sinne eines königlichen Berufs, gekannt hätte. Er war aber durchdrungen von dem königlichen Beruf eines jeden Menschen in dem Sinn, daß ein Jeder, sehe er an niederer Stelle oder sei er hochgestellt, an seinem Platz ein Organ des Staates und des Volkes sein müsse, daß jede Tätigkeit, nicht bloß die des Beamten, einen öffentlichen Dienst darstelle. Dies führt ihn hinüber von Handel und Industrie zu Gemeinde und Staat.

Aus den ersten drei Jahrzehnten seines Lebens im Haus des Vaters, in der freien Stadt Frankfurt, dem Sitze des Bundestags und der ausständigen Gesandten, die sich mit solchem Selbstbewußtsein als eine kleine Großmacht fühlte, schließlich aus seiner geschäftlichen Tätigkeit, die ihn für mehrere Jahre in die Heimat seines Vaters zurückgeführt hatte, ergab sich als natürliche Folge, daß ihm in seinen jungen Mannesjahren die politischen und staatlichen Fragen Deutschlands fernliegen mußten, auch wenn nicht das Geschäft ihn vollständig für sich beansprucht hätte. Meberdies ist er Zeit seines Lebens in dem Sinn ein unpolitischer Mensch gewesen, als ihm alle parteipolitischen Fragen fremd und unverständlich blieben, tätige Teilnahme an Staats- und Stadtgeschäften völlig außerhalb des Kreises seines Interesses und seiner Wünsche lagen. Die soziale Arbeit weist ihn auf den Weg zu Gemeinde und Staat.

Die Pflicht des Reichstums, dem Gemeinwohl und der Armut zu geben, ist von altersher in Frankfurt gern gelbt worden. Zu allen Zeiten war

und ist in Frankfurt die Zahl der Leute nicht gering, die nicht durch Geben geabelt werden, sondern die vielmehr das Geben zu wehren verstehen, die mit Bedacht geben, auf daß ihr Geschenk die Empfänger nicht schädige, oder die, statt ihre Gabe in kleinen Almosen zu verteilen, sie zur planmäßigen Wohlfahrtspflege und zur sozialen Arbeit verwenden. In ihre Reihe trat Wilhelm Merton ein, als er sich in Frankfurt niederlassen hatte. Er gab in der Stille, zunächst wie alle, die mit dem Geben anfangen, wie die Not oder die Aufforderung an ihn herantret. Er gab gern und reichlich, und auch in dieser seinen alten Frankfurter Kump wurde das Leben sein Lehrmeister. Gar bald erkannte der geschärfte Sinn des Kaufmanns, wie nutzlos, ja wie schädlich das Almosengeben sein kann, wenn es nach dem alten Wort erfolgt: „Dirf dein Scherflein nur in das Meer, siehs nicht das Stüchlein, siehs doch der Herr“. Sicherlich soll die rechte Hand nicht wissen, was die linke tut, aber der Kopf soll von der Hand Rechenschaft verlangen, wenn und wozu sie gibt. Das Geben wurde ihm zu einem Problem, dem man nicht allein mit empfindendem Herzen oder mit feinem Takt bekommen konnte, sondern das man mit Wissen erfassen mußte. Er ging den Armen nach in ihre Wohnungen und in ihre Familien und so kam er von den Armen zur Armut, und sie führte ihn den Weg zur sozialen Frage. Ihm, dem Kaufmann, dessen Beruf organisieren ist, wurde das wissenschaftliche Problem unmittelbar zur praktischen sozialen Aufgabe.

Auch hier weiß er die Zeichen der Zeit in ihren ersten Anfängen zu deuten, nicht er als Pionier auf kaum betretenen Pfaden, kam er zur rechten Stunde. In den 80er Jahren hatte sich die Neuordnung der städtischen Armenpflege in Frankfurt vollzogen. Zur Sozialpolitik führten ihn die Sebruarerlasse von 1890, die, den Fall des Sozialistengesetzes nach sich ziehend, der freien sozialen Arbeit, gerade auch der Arbeiterschaft, die Bahn öffneten. Die neuen Aufgaben reizten seine organisatorische Begabung, und er organisiert seine sozialen Unternehmungen nach dem Muster seiner geschäftlichen Betriebe. Er stellt soziale Berufsbeamten an, zunächst in der ersten Zeit bei der Auswahl der Bewerber noch selbst Wohltätigkeit übt, bis ihn die bittere Lebenserfahrung rasch belehrt, daß für die soziale Arbeit das gleiche Gebot gilt wie für jede Berufstätigkeit: Den besten Mann auf den rechten Platz zu setzen. So zog er seit Anfang der 90er Jahre als einer der ersten in Deutschland junge Nationalökonomien in seinen sozialen Dienst. Und er stellt sie, das ist die andere Erfahrung seines kaufmännischen Lebens, an die Spitze sozialer Büros, denen er die

sichere finanzielle Unterlage gibt und sie mit Hilfsmitteln ausstattet, auf daß sie gleich kaufmännischen Büros rasch und gründlich arbeiten können. Sie sollten nicht, auch wenn sie der Nützlichkeit dienen, auf die Launen von empfindlichen Leuten angewiesen sein. In sich selbst finanziell sicher und in klarer rechtlicher Form gegründet, sollten sie gleich kaufmännischen Betrieben arbeiten, von ihnen allein im Geist und Ziel der Arbeit unterzöhen: dem gemeinnützigen Zweck.

Wie in dem geschäftlichen Bereich, so suchte und fand er auf dem sozialen Felde gleichgesinnte Mitarbeiter und Freunde. Am 7. August 1890 gründete er als das Zentrum seiner sozialen Bestrebungen das Institut für Gemeinwohl. Zunächst war es nichts anderes als ein Vortrag mit dem ersten Leiter des Instituts. 1892 fand er dafür den Namen Institut für Gemeinwohl, der die Schlagzeile für den sozialen Wilhelm Nereton war. Erst 1896 gab er ihm die rechtliche Form.

In der Gesellschaft für Wohlfahrtsarrichtungen schuf er 1891 das Beispiel eines kaufmännisch organisierten und betriebenen, finanziell mit praktischen Mitteln ausgestatteten, wirtschaftlich arbeitenden gemeinnützigen Unternehmens. 1892 veröffentlichte das Institut ein Buch über die öffentliche und private Fürsorge, ein Handbuch der Straßburger Wohlfahrtspflege, an ihm hat Wilhelm Nereton in wesentlichen Teilen mitgearbeitet. Das Dwort, ein lauter Schlachtruf der Kritik der bisherigen Armenpflege und eine helle Sanktäre zur Schaffung von sozialen Zentralfstellen, kammt allein von ihm. Sie sollen berartig ausgestaltet sein, daß sie von Dauer sein können, ihre Geschäfte sollen ähnlich wie die wissenschaftlicher Institute, der Handelskammern, Landwirtschaftlicher oder gewerblicher Vereine von Arbeitsstätten, die gegen Entgelt ihre volle Tätigkeit einzusetzen haben, geführt werden. Nachdem so die Grundzüge geschaffen und bereitet war, ging er vom Institut für Gemeinwohl aus mit der Entschlossenheit des Kaufmanns an den Bau eines Systems sozialer Zentren. Von der Armenpflege ausgehend wurde ein Gebiet der sozialen Arbeit nach dem anderen in den Kreis der Arbeiter einbezogen. Rasch ward die Richtung auf die Gemeinde genommen. Im Januar 1893 erschien bereits die erste Nummer der Blätter für Soziale Praxis, die der privaten und der gemeindlichen sozialen Arbeit dienen sollten. Zwei Jahre darauf wurden sie, die inzwischen nach Berlin verlegt worden waren, mit dem damals führenden Organ der allgemeinen Sozialpolitik, dem Sozialpolitischen Zentralblatt, zur Sozialen Praxis verbunden. Anfanglich besand sie sich ganz im Besitze des Instituts für Gemeinwohl. 1896 trat eine Gruppe bekannter Sozialpolitiker, die verschiedenen politischen

Parteien angehörten, unter der Führung des früheren Handels- und ersten Sozialministers von Berlepsch in die Gesellschaft Soziale Praxis ein. An Stelle Jostrows übernahm Franke die Herausgeberchaft. Die Wege der Arbeit führten hinüber zu den großen Gebieten der praktischen Sozialpolitik, zu den Fragen der Neuordnung des Arbeitsvertrages und des Arbeitsverhältnisses, zu den Bestrebungen der Organisationen der Arbeiter und Angestellten. Durch die Vermittlung der Gesellschaft für soziale Reform wurde die Verbindung mit den Organisationen des Internationalen Arbeiterkongresses hergestellt. Zur Sicherung dieser Arbeiten wurde 1904 in Berlin das Büro für Sozialpolitik errichtet und mit der Redaktion der Sozialen Praxis wie mit der Geschäftsführung der Ges. für soz. Reform vereinigt. 1895 entstand in Frankfurt die Gemeinnützige Rechtsanwaltsstelle. 1899 erfolgte die Gründung der Zentrale für private Fürsorge. 1902 trat das Soziale Institut ins Leben.

So verschiedenen Zwecken die einzelnen Organisationen dienten, so mannigfaltig ihre Rechtsform und ihre finanzielle Sicherung auch war, die einen als Vereine, die anderen als Gesellschaften, die mit einem erheblichen Kapital ausgestattet, die anderen mit jährlichen Zuschüssen bedacht, ins Leben traten, sie waren alle aus einem Geist geboren, nach einem Ziele hingedriht, zusammengefaßt in ihrer Ursprungsstelle, ihrer Mutter, dem Institut für Gemeinwohl, dessen Wesen darin bestand, das Entschieden neuer sozialer Bedürfnisse und Aufgaben aufzusuchen und zu erforschen, die Arbeitsmethoden und Arbeitsziele zu ermitteln, die Gründung geeigneter Zentren vorzubereiten und durchzuführen und sie dann mit Rat und Tat zu fördern, den Zusammenhang unter ihnen aufrechtzuerhalten. Sie dienten alle der sozialen Arbeit, waren aber zugleich auch von der ersten Stunde zur sozialen Auszubildung und Sozierung bestimmt. Galt es doch allein schon für die neuen Aufgaben die Eifrigste heranzuziehen und auszubilden. Aber hatte Wilhelm Nereton schon in seinen geschäftlichen Unternehmungen, so sehr er die Fähigkeit der Intuition, der raschen Erfassung, des gleichsam schlafwandelnd siferen Handelns als vornehmste Gabe des Kaufmanns schätzte, immer und immer wieder die Notwendigkeit gründlichster systematischer Vorbereitung, die wissenschaftliche Ermittlung der Tatsachen betreten, so war es ihm auf dem Boden des Neulands doppelt Gebot, vor und neben die praktische Arbeit die wissenschaftliche Sozierung zu stellen. Wilhelm Neretons Gedanken gingen weit über den Rahmen seiner eigenen Schöpfungen und das Weidbild Frankfurts hinaus. Die sozialen Zentralfstellen sollten soziale Seminare sein und der Soz-

Bildung und der Sorsorgung dienen. Er, der alle Zeit nicht durch die Schule, sondern durch das Leben unterrichtet worden war, sah es als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, das Leben in die Ausbildung der Führer des Volkes, an welcher Stelle immer sie später ständen, als Beamte im Staat oder Gemeinde, als Kaufleute und Industrielle, als Führer der großen Verbände und Genossenschaften von Arbeitern, Angestellten und Gewerbetreibenden, hineinzuweisen, damit sie durch das Leben für das Leben lernten. Als Kaufmann und als Sozialpolitiker empfand er mit den Männern der Wissenschaft die Notwendigkeit, die Sozialwissenschaften unmittelbar auf den Tatsachen der Wirklichkeit aufzubauen, und zwar in allen ihren Bezirken, sowohl in der Soziologie, wie in der Privatwirtschaftslehre. Bereits 1897 trug er sich mit dem Plan, das Institut für Gemeinwohl zu einem Sorsorgungsanstalt für Soziologie zu gestalten. Diese Gedanken führten ihn mit Abides eng zusammen. Schon Iffiquel hatte sich an dem vorurteilsfreien Urteil des jungen Kaufmann oft erfreut, mit seinem Nachfolger verbanden Wilhelm Mertton gesellschaftliche Beziehungen von Haus zu Haus; auf sozialem Gebiet gingen ihre Ansichten in vielem auseinander. Die Frage der Sorsorgung unserer Beamten und Kaufleute führte sie dann auch in der Arbeit zusammen. Ein Nachforschungsbericht 1897 im Hause Mertton legte den Grund zu der gemeinsamen Arbeit, die über die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zur Universitäts führte und die erst der Tod Abides trennte. Von verschiedenen Voraussetzungen gingen sie aus, auch im Ziele waren sie nicht immer völlig einig. Sie haben miteinander gearbeitet und öfters sachtlich gekämpft und haben in beiden die Streundschaft und die hohe Achtung gefestigt und haben in beiden undewüßten und unausgesprochenen Freude, daß es für Strankfurt gut war, in dieser Zeit zwei solcher Männer zu haben. Abides Ziel war die Universitäts, Mertton wollte die Sorsorgungs- und Sorsorgungsgelegenheiten auf sozialem und wirtschaftlichen Gebiete in mannigfaltiger Form entwickeln. Deshalb tief er in Ergänzung der Akademie die Gesellschaft für wirtschaftliche Auszubildung ins Leben, setzte er sich bei der Gründung der Universitäts mit aller Energie für die Schaffung einer besonderen Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät ein.

Am Abend seiner sozialen Tätigkeit knüpfte er an die ersten schmerzlichen Eindrücke seiner industriellen Sorsorgung, an die gewerbehgienischen Mischstände auf den aufrichtigen Stützen, an. Das Institut für Gewerbehgien sollte als Beratungsstelle für Industrie und Arbeiter der praktischen gewerbehgienischen Arbeit dienen, dem Kaiser Wilhelm Institut für

Arbeitsphysiologie die wissenschaftliche Erforschung des Lebens und der Wirkung der Arbeit und der Arbeitssysteme vorbehalten sein.

In Handel und Industrie war die Welt sein Feld; die Murgeln der sozialen Arbeit senkte er in den Boden der Heimat, der Vaterstadt, des Vaterlandes. Durch die soziale Arbeit wurde Deutschland aus der Stille der Geburt des Vaterland seiner Wacht. Die Sebauarische von 1890 hatten ihm gang die Tore zu dem neuen deutschen Reich geöffnet. So erwuchs sein freier Entschluß und Wille, sein Wirken und sein Leben in Einklang zu setzen, die Uebereinstimmung mit dem Volke, in dem er lebte und mit dem er sich untrennbar verbunden fühlte, vollends herzustellen, daß er um die Wende des Jahrhunderters gleichzeitig das Staatsbürgerrecht erworb und seinen Uebertritt zum Christentum vollzog.

Als der Krieg kam, war er 66 Jahre alt, ein Mann auf der Höhe des Lebens, der sein Lebenswerk in wunderbarer Entwicklung vor seinem Abschluß sah und der die letzten Jahre verwenden mochte, das Gewonnene zu befestigen, das Begonnene auszubauen und zu vollenden. Nun aber trat eine Aufgabe vor das deutsche Volk, so riesengroß, so über alle Dorfstellungen und über alle Maße hinaus, daß nur die Zusammenfassung aller Kräfte sie bewältigen konnte.

In einer unerhörten Konzentration traten vor ihn die Aufgaben, den international verzweigten Kongress neu aufzubauen, den gewaltigen Anforderungen, die die Kriegswirtschaft an seine gesellschaftlichen Betriebe stellte, Herr zu werden. Zugleich forderte die Kriegswirtschaftspflege von ihm Hilfe in Rat und Tat. Es war, als ob sich seine Energie und Spennkraft noch vervielfältigten. Er schmiß alle seine Kräfte gleichsam zu einem stärksten Instrument zusammen mit dem Bewußtsein und dem Willen, die ganze Person einzusetzen für Deutschland und das deutsche Volk. Mit raschem Schwung stellte er die Tätigkeit aller seiner Unternehmungen, der gesellschaftlichen wie der sozialen, auf den Krieg ein, übernahm er als erster die Führung der Arbeit. Seit Kriegsbeginn hat er bis zur Erstöpfung seiner Kräfte unermüdet und unablässig gearbeitet. Wie in einem Brennpunkt sammelten sich in diesen zwei Jahren die Arbeiten und Gedanken seines ganzen früheren Lebens in einem Punkte. In der Zentralversammlung schuf er das finanzielle Rückgrat der Kriegswirtschaftspflege, auf den verschiedenen Gebieten arbeitete er unmittelbar praktisch mit, so z. B. an der Hilfe für Blinde und für Gefangene, an der Aufklärung im Innern und im Ausland, an der Vorbereitung der Nationalversammlung. In dem Wirtschaftlichen Nachkriegsbericht sagte er die sichere

Quelle zur Kenntnis des wirtschaftlichen Lebens und der kriegswirtschaftlichen Maßnahmen unserer Gegner und der neutralen Staaten. Er ließ den Plänen zur engeren Verknüpfung der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen Deutschlands und seiner Verbündeten Rat und Tat. Auch in seinen geschäftlichen Unternehmungen war er ein Führer auf neuen Wegen, sein rastloser Geist spannte bereits im Krieg die Pläne für eine Neuorientierung des Metallhandels und der Metallindustrie auf nationaler Grundelage.

So vertiefte das Leben Wilhelm Merton in seinem Wirken und in seinen Werken. Er hatte sein Leben der Sache untergeordnet; hinter seinen Merken wollte er ungekannt und ungenannt arbeiten. Es kostete ihn jedesmal schwere Lieberwindung, um einer Sache willen mit seiner Person und seinem Namen hervorzutreten. Heute dürfen wir von seiner Person sprechen, der lebende Wilhelm Merton hätte uns zur Arbeit gewollt; heute müssen wir es, denn Sache und Person waren bei ihm eins.

Der großen Menschen Ideen, die aus Genialität flammen, ist das schöpferische. Dem das Schicksal den Glanz und die Tragik des Sonntags hindes geschenkt hat, der sagt in und hinter den Dingen des Alltags die große geheimnisvolle Welt des Unfasslichen und Unbegreiflichen, der versteht innere Zusammenhänge und Gegensätze, Entwicklungsmöglichkeiten, Leben und Sterben, wo der Alltagsmensch Selbstverständliches sieht. Mit der Grabe des Schauerns in jene andere Welt, verbinden sie die Kraft der Gekaltung des Gedankens. Ob sie es als Künstler, Propheten, Staatsmänner, Könige, Gelehrte, Kaufleute, Industrielle oder Erfinder tun, hängt ab von besonderer technischer Begabung, von den Bedingungen der Zeit und des Volkes, auf welche Straße der Laufbahn sie das Schicksal verwiesen hat. Schauen und Schaffen ist ihr Lebenswerk.

Wilhelm Merton war ein schöpferischer Mensch. Ihm wurde alles; Stroh und Trauriges, Anlaß zur Tat. Als sein jüngster Sohn im ersten Kriegsjahr fiel, fand er den Trost in schwerem Leid in der Schaffung eines neuen Sehnsüchtes an der Frankfurter Hochschule, des ersten orientalischen Lehrstuhls für Pädagogik an einer preussischen Hochschule. Streben und Geist des jungen Sohnes sollten lebendig werden und kaufmännische Frucht bringen in den Seelen der Lehrer und Kinder durch Erschließung der Stille des wirtschaftlichen und sozialen Lebens als der reichsten Schatzkammer an Beispielen und Zielen des Unterrichts.

Schaffen war seiner Tage Arbeit. Ihn leitete dabei feinstes Spürsinn für das Verdende, für das Lebendige im Neuen wie für die noch sich

regenden Lebenskräfte im Schwachen und Kranken. Es war seine Freude, das Verdende zu fördern, zu steigern und zu kräftigen, auf daß es wachse und stark werde für kommende Aufgaben. Es war seine Sorge, das noch vorhandene Leben im Schwachen zu sitzen und zu erhalten, auf daß sich das Hinfallige wieder aufrichte. Großen und Kleinen widmete er sich mit gleicher Sorgfalt und tief eindringendem Verständnis, und oft wiederholte es sich, daß sich wichtigsten Sorgen der Unverfälschtheit über schwerwiegenden geschäftlichen Maßnahmen die eindringliche Behandlung kleiner Unterhaltungsfälle ansetzte, wo es sich, in Geld gesprochen, um wenige hundert oder tausend Mark, sachlich aber um das Leben eines Menschen, um die Existenzfrage einer Familie handelte. Leben fördern und Leben erhalten war sein Ziel. Daraus erwuchs seine Freude am Jungen und sein Verhältnis zur Jugend. Er war ein Menschenfreund, denn er wußte, daß der Mensch nicht bloß das Maß, sondern auch der Träger aller Dinge ist, und daß Menschen Geschäfte und Geschäfte machen. Ihm galt allein Ehrlichkeit. Er fragte weder nach Mitteln noch nach Urteilen, nicht nach politischer Ansprache oder konfessioneller Zugehörigkeit.

Wie das Leben sein einziger Lehrmeister gewesen war, so lernte er bis an den letzten Tag am Leben. Allegeit hat er die schwierige Grabe des Lernens bewahrt, ja es war gerade die Eigenart der Technik seines Wirkens, in der Arbeit zu lernen. Seine Schöpfungen waren zugleich auch Ausbildungsgelegenheiten für ihn selbst. Mander von ihnen waren aus schließlich dem Zwecke des Experimentes unterstellt. Sobald sie diesen Zweck erfüllt hatten, gab er sie freiwillig wieder auf, denn sie hatten für die Sache wie für ihn genug geleistet. Mander Sernersehende hat daraus zuweilen das Urteil des Unruhigen und Südens abgeleitet. Dabei hielt er jedoch im Innersten mit ächer Energie an den Grundlinien seines Lebens fest und kehrte zur Lieberaufung der anderen auf scheinbaren Umwegen hoch immer wieder in die Hauptrichtung zurück, denn ihm war das Leben kein Spiel, sondern eine Pflicht, dem Dofke und dem Staate gegenüber. Ihnen wollte er mit seiner Person und in allen seinen Werken dienen, jedoch in Freipeit und Unabhängigkeit.

Allein verantwortlich seinem Gewissen und der Sache. Er war im innersten Grunde ein religiöser Mensch, der sich Tag für Tag in unerschröckener Selbstkritik prüfte und sein Tun reiftestigle vor sich und seinem Gewissen, und den es nach dem Ideal der Gerechtigkeit dürstete. Weil er um der Sache willen die höchste Anforderung an sich stellte, so verlangte er von seinen Mitarbeiter ebenfalls das Einsehen der ganzen

Person. So gültigen Herzens er war, so hat er um der Sache willen auch mit denen, die ihm nahestanden, hart gegen hart gekämpft und in schneidiger Polemik seine Ansicht vertreten; aber er war auch sachlich gegen sich, und bereitwillig unterwarf er sich und seine Arbeit sachlicher Kritik und sachlichem Einwand.

Die höchste Sachlichkeit bewies er gegen seine Schöpfungen. So lieb sie ihm waren, so sehr sie aus seinem Geist und seinem Willen entsprungen, sein eigen waren, sollten sie doch selbstständig sein. Er war eine Herrschernatur und wollte und konnte herrschen, aber um der Sache willen gab er seinen Schöpfungen die rechtliche und finanzielle Sicherheit, statete er sie mit Menschen und Mitteln aus, daß sie auch allein ihr eigenes Leben führen und entwickeln könnten. Sie sollten von ihm unabhängig sein, über ihn hinaus leben.

So sehen seine Schöpfungen, seine geschäftlichen wie seine sozialen Unternehmungen, auf festerer Grundelage als Zeugen und Erben seines Geistes und seines Willens. Auf dem Weg zur Arbeit ist er von uns und seinen Werken getrieben. Sein Sterben war ein Symbol seines Lebens. Eine Mahnung und ein Ansporn für alle, die ihm im Leben nahegestanden haben, zu wirken bis an den letzten Tag. Was an Wilhelm Merton herblüht war, ist von uns gegangen. Seine Werke ruhen auf festem Grund. Deshalb steht über aller Klage und Trauer die Stärke und frohe Zuversicht: Wilhelm Merton lebt.
